

1 Menschliche Entwicklung – Entwicklungspsychologie und Entwicklungspsychopathologie

Michael Borg-Laufs



Was Sie in diesem Kapitel lernen können

Soziale Arbeit ist weniger ein ›Geschenk‹ der Gesellschaft an bedürftige Personen, vielmehr bietet sie gesellschaftlich relevante Angebote, deren Auswirkungen nicht nur ethisch-moralisch, sondern auch finanziell bedeutend sind. Damit Soziale Arbeit aber passgenau und qualitativ hochwertige Dienstleistungen anbieten kann, sind entwicklungspsychologische Informationen zu berücksichtigen, die Auskunft darüber geben können,

- zu welchem Zeitpunkt im Lebenslauf welche Entwicklungsverläufe als günstig oder als abweichend zu bezeichnen sind,
- welche Risikofaktoren im Lebenslauf eines Menschen bearbeitet werden sollten,
- welche Schutzfaktoren gestärkt werden sollten,
- welche Interventionen in welchem Entwicklungsalter greifen können.

Das menschliche Verhalten wird vor dem Hintergrund genetischer Veranlagung im Laufe des Lebens ausgeformt. Die Lernpsychologie liefert Theorien und Befunde, die in weiten Bereichen erklären können, auf welche Weise sich Verhalten im Lebenslauf entwickelt (► Kap. 1.2).

Die kognitive Entwicklung des Menschen vollzieht sich in aktiver Auseinandersetzung mit der Umwelt. Erst im Alter von etwa sechs bis acht Jahren entwickelt sich die Fähigkeit zu logischen Schlussfolgerungen, die aber noch sehr einfach sind. Etwa ab dem Alter von zwölf Jahren ist das Gehirn reif für logisch-abstrakte Operationen. Im höheren Lebensalter entwickelt sich Intelligenz unterschiedlich: Während die Fähigkeit zu schneller Wahrnehmung und Reaktion bereits im frühen Erwachsenenalter absinkt, steigt die verbale Intelligenz bis ins hohe Alter an (► Kap. 1.3).

Aus dem Alter eines Menschen ergibt sich, welche übergeordneten Lebensziele und -aufgaben dieser vermutlich verfolgt. Diese Entwicklungsaufgaben sind von Altersstufe zu Altersstufe sehr unterschiedlich. Die Bewältigung dieser Aufgaben ist notwendig für eine gelingende Lebensgestaltung. Je günstiger das Verhältnis von Risiko zu Schutzfaktoren ist, desto eher können Entwicklungsaufgaben bewältigt werden (► Kap. 1.4).

Menschliches Wohlergehen kann wesentlich darauf zurückgeführt werden, dass die psychischen Grundbedürfnisse befriedigt werden. Verletzungen psy-

chischer Grundbedürfnisse, etwa durch Kindesmisshandlung und -vernachlässigung, haben weitreichende negative Folgen für den gesamten Lebenslauf. Auch andere schwierige Lebensbedingungen, etwa das Aufwachsen mit einem psychisch kranken Elternteil, bergen die Gefahr der Verletzung von Grundbedürfnissen (► Kap. 1.5).

Der Zusammenhang verschiedener psychischer Störungen bzw. Verhaltensauffälligkeiten (z. B. Bindungsstörungen, Autismus, Hyperaktivität, Störungen des Sozialverhaltens, Lese-Rechtschreib-Störung, Schulvermeidung) mit den Entwicklungsbedingungen wird in diesem Kapitel dargestellt (► Kap. 1.5.4), sodass auch erkennbar werden kann, inwiefern durch (sozialarbeiterische) Interventionen günstigere Entwicklungsverläufe unterstützt werden können.

1.1 Warum ist die Perspektive der Entwicklungspsychologie wichtig für die Soziale Arbeit?

Menschliche Entwicklung ist kein gradliniger, standardisierter Prozess. Tatsächlich wirkt eine große Zahl von Einflussfaktoren auf die menschliche Entwicklung ein und prägt die Betroffenen. Zum Teil handelt es sich dabei um übliche, normative Ereignisse wie z. B. den Schuleintritt, den Wechsel der Schule nach der Grundschulzeit, die Aufnahme eines Studiums oder einer Berufsausbildung. Andere Ereignisse wiederum treffen nur einen Teil der Menschen, etwa die Geburt eines Geschwisterkindes, die Scheidung der Eltern oder bei Erwachsenen das Erlebnis eigener Elternschaft. Neben diesen besonderen Lebensereignissen müssen aber auch v. a. überdauernde Umgebungsfaktoren beachtet werden, die einen Menschen prägen. Als Beispiele seien genannt: die psychische Gesundheit der Eltern, die sozialökonomische Situation der Familie, die politischen bzw. gesellschaftlichen Rahmenbedingungen des Aufwachsens oder auch die Sozialstruktur des Stadtteiles, in dem ein Mensch lebt.

Liest sich die bisherige Aufzählung so, als ob menschliche Entwicklung v. a. durch äußere Ereignisse und Rahmenbedingungen geprägt würde, so muss dieser Eindruck dahingehend korrigiert werden, dass diese äußeren – häufig sozialen – Faktoren jeweils auf ganz spezielle individuelle biologische und psychologische Merkmale einzelner Personen treffen und mit diesen interagieren. Die gleichen äußeren Umstände können also bei verschiedenen Menschen aufgrund ihrer biologischen und psychologischen Verfasstheit ganz unterschiedliche Wirkungen entfalten. Die Geburt eines Geschwisterkindes etwa kann je nach Alter, Selbstwertgefühl, Temperament, erlebter Sicherheit der Beziehung zu den Eltern und vielen anderen Faktoren sowie deren jeweiliger Interaktion miteinander bei einem betroffenen Kind eher entwicklungshemmende oder entwicklungsfördernde

Auswirkungen haben. Stellen wir uns etwa ein sechsjähriges, selbstbewusstes Kind mit einer sicheren Bindung zu beiden Elternteilen vor, welches ein ruhiges und ausgeglichenes Temperament aufweist und vergleichen dessen mutmaßliche Reaktion mit der eines vierjährigen, sich seiner Beziehung zu den Eltern nicht sicheren Kindes, welches ein unstetes Temperament und wenig Selbstbewusstsein hat. Während das erstgenannte Kind die Geburt seines kleinen Geschwisters vermutlich zu einer Ausweitung seiner Fähigkeiten (Umsorgen eines kleinen Kindes, Rücksichtnahme auf die belasteten Eltern, Aufbau einer neuen Beziehung) nutzen wird, könnte bei dem anderen Kind befürchtet werden, dass es mit Angst und vermehrter Unsicherheit auf die Geburt seines Geschwisters reagiert und Entwicklungsrückschritte macht (Regression), möglicherweise auf einmal selber wieder gefüttert werden will und aggressiv mit dem Baby umgeht. Das gleiche Ereignis führt also bei den beiden Kindern in Abhängigkeit von ihren psychologischen (Selbstwertgefühl, Bindungsstatus) und biologischen (angeborenes Temperament) Dispositionen einmal zu einer Entwicklungsförderung und ein anderes Mal zu einer Entwicklungshemmung.

Menschen können weder rein über ihre sozialen Erfahrungen, noch über ihre psychologischen Charakteristika, noch über ihre angeborenen Eigenschaften hinsichtlich ihrer Entwicklungsmöglichkeiten eingeschätzt werden, vielmehr ist ein *biopsychosoziales* Modell menschlichen Verhaltens und Erlebens anzuwenden, um sie zu verstehen und ggf. auch angemessen beeinflussen zu können.

Entwicklungspsychologen versuchen herauszufinden, wie Menschen sich unter verschiedenen Rahmenbedingungen entwickeln. Sie beachten dabei verschiedene Dimensionen, z.B. die kognitive, emotionale oder soziale Entwicklung. Von besonderer Wichtigkeit ist dabei, möglichst allgemeine Entwicklungsgesetze zu entdecken und die unterschiedlichen Bedingungen für gelingende Entwicklungsverläufe zu erfassen. In der Entwicklungspsychopathologie hingegen konzentrieren sich die Forscherinnen auf die Frage, wie es zu *abweichenden Entwicklungsverläufen* kommt, wie diese aussehen können und unter welchen Bedingungen auch abweichende Pfade wieder verlassen werden können. Diese Forschungsrichtung kombiniert Fragestellungen und Herangehensweisen der Entwicklungspsychologie und der Klinischen Psychologie (► Kap. 3).

Es sind also viele Faktoren, die den Entwicklungsverlauf eines Menschen beeinflussen. Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter, deren Beruf es ist, Menschen dabei zu helfen, auch unter schwierigen Rahmenbedingungen eine möglichst gelingende Entwicklung zu durchlaufen bzw. im Falle abweichender Entwicklung die Betroffenen dabei zu unterstützen, wieder günstigere Wege einzuschlagen, müssen sich, um effektiv helfen zu können, mit diesen Faktoren auseinandersetzen. Nur dann können sie professionell entscheiden, bei welchem Klienten unter welchen Rahmenbedingungen in welchem Alter welche Interventionen hilfreich sein können: Soll dem Klienten geholfen werden, seine Beziehungen besser zu gestalten? Soll seine räumliche Umgebung geändert werden? Muss er zu sinnvollerer Freizeitgestaltung angeregt oder in der Schule unterstützt werden? Ist der Medienkonsum ein Ansatzpunkt für Veränderungen oder eventueller Drogenkonsum? Und welche Interventionen sind genau bei einem Menschen in welchen Lebensbedingungen und in welchem Alter Erfolg verspre-

chend? Welche Risikofaktoren müssen minimiert, welche Schutzfaktoren optimiert werden?

Die Hilfe, die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter mit diesem Hintergrundwissen ihren Klienten zuteilwerden lassen können, ist nicht nur durch eine ethisch-moralische Verpflichtung legitimiert. Auch wenn der Wert eines Menschen und menschlichen Glücks keinesfalls in dieser Weise umgerechnet werden kann, so lässt sich dennoch zeigen, dass passgenaue Jugendhilfemaßnahmen in erheblichem Maße gesellschaftliche Folgekosten minimieren. Roos (2005; vgl. im Überblick Roos/Petermann 2006) hat eine Modellrechnung durchgeführt, bei der er nicht nur – wie dies kurzsichtiger Weise häufig gemacht wird – die Kosten von Jugendhilfemaßnahmen berücksichtigt hat, sondern auch die in Folge der Maßnahme entstehenden gesellschaftlichen Erträge. Er hat dabei drei Zielbereiche von Jugendhilfe berücksichtigt. Demnach sollen durch die Hilfen Verbesserungen in folgenden Bereichen erzielt werden:

- Bildung, Ausbildung, Arbeitsfähigkeit, Produktivität
- Legalverhalten
- gesundheitsbezogenes Verhalten

Das bedeutet, geeignete Jugendhilfemaßnahmen sollen die Gefahr von Schulabbrüchen und späterer Arbeitslosigkeit, die Gefahr massiv aggressiven und kriminellen Verhaltens und auch gesundheitsschädigendes Verhalten minimieren. In Abbildung 1.1 wird der Zusammenhang dargestellt: Jugendhilfemaßnahmen verursachen einerseits Kosten, verbessern aber entsprechend ihrem Auftrag die Eigenverantwortung, die Gemeinschaftsfähigkeit und Aspekte der Persönlichkeit ihrer Klienten. Wenn diese Parameter positiv beeinflusst werden, dann wirkt sich das wiederum günstig auf die Arbeitsfähigkeit, den Erwerb eines Schulabschlusses sowie den Abschluss einer Ausbildung aus, sorgt dafür, dass die Betroffenen in höherem Maße gesellschaftlich gewünschte Normen übernehmen und die Wahrscheinlichkeit psychischer und physischer Gesundheit zunimmt. Dadurch werden wiederum die Wahrscheinlichkeiten für den Eintritt von Arbeitslosigkeit, Delinquenz und Krankheit verringert und die Wahrscheinlichkeit für produktive Arbeitsleistung erhöht (► Abb. 1.1).

Die gesamtgesellschaftlichen finanziellen Auswirkungen lassen sich im Rahmen einer Modellrechnung ermitteln. Roos (2005) vergleicht verschiedene Lebensläufe hinsichtlich der sich ergebenden Kosten bzw. Erträge für die Gesellschaft miteinander (► Abb. 1.2). Dabei hat er berechnet, wie die gesellschaftlich relevante finanzielle Gesamtbilanz zu verschiedenen Lebenszeitpunkten aussieht.

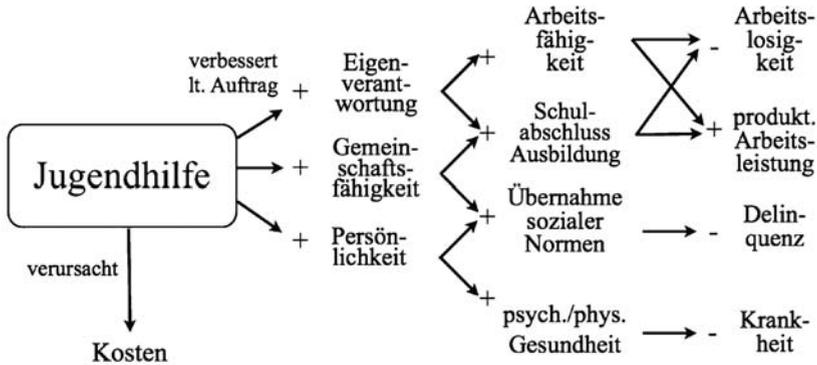


Abb. 1.1: Kosten-Nutzen-Modell für die Jugendhilfe nach Roos (© Peter Lang: Roos, K. (2005): Kosten-Nutzen-Analyse von Jugendhilfemaßnahmen. Frankfurt: Peter Lang)

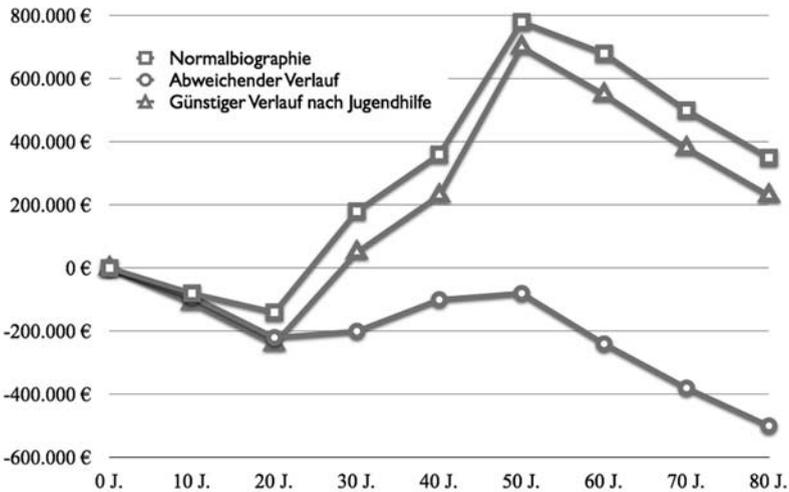


Abb. 1.2: Kumulierte Erträge und Kosten über den Lebenslauf in drei Varianten (Roos, K./Petermann, F. (2006): Kosten-Nutzen-Analyse von Heimerziehung. In: Kindheit und Entwicklung, 15 (1), 45–54, dort Abb. 1)

Bei einer ›Normalbiographie‹ ohne besondere Auffälligkeiten fällt das Ergebnis seiner Berechnungen folgendermaßen aus: In den ersten 20 Lebensjahren kostet ein Mensch die Gesellschaft Geld, denn er besucht öffentlich finanzierte Einrichtungen wie Kindergarten und Schulen und nimmt das Gesundheitssystem in Anspruch, gleichzeitig erwirtschaftet er noch kein Geld. Kurz darauf, mit dem Eintritt ins Erwerbsleben, wandelt sich die Bilanz. Obwohl er in den ersten Lebensjahren nur Geld verbraucht hat, ohne selbst etwas beizutragen, ist die Zwischenbilanz schon im Alter von 30 Jahren deutlich positiv: Nachdem die So-

zialisierung dieses Menschen die Gesellschaft zunächst etwa 200.000,- Euro gekostet hat, erwirtschaftet er bis zum Alter von 30 Jahren bereits Werte im Umfang von 400.000,- Euro, sodass die Zwischenbilanz mit etwa 200.000,- Euro im Plus liegt. Die Entwicklung geht nun bis ins mittlere Lebensalter so weiter. Zwischen 50 und 60 Jahren übersteigen die Kosten, die nun durch medizinische Betreuung und ggf. Frühberentung zu verzeichnen sind, die Erträge und diese Trendumkehr setzt sich bis zum Lebensende fort. Die Abschlussbilanz von Erträgen einerseits (Steuern, Sozialabgaben) und Kosten andererseits fällt aber deutlich positiv aus, knapp 400.000,- Euro hat dieser Mensch am Ende seines Lebens für die Gesellschaft netto erwirtschaftet.

Ganz anders dagegen die Bilanz bei einem Menschen, dessen Entwicklungswege bereits früh abweichen. Ohne Bildung, ohne stabile Arbeitsfähigkeit, mit erhöhter Wahrscheinlichkeit für delinquentes Verhalten und mit einem ungünstigen gesundheitsbezogenen Verhalten fällt die finanzielle Belastung für die Gesellschaft insgesamt sehr hoch aus (etwa 500.000,- Euro über den gesamten Lebenslauf). Bei rechtzeitig einsetzenden, effektiven Jugendhilfemaßnahmen hingegen sind die Kosten für die Gesellschaft bis zum 20. Lebensjahr zwar am höchsten von allen drei Varianten, im Verlauf des Lebens profitiert die Gesellschaft aber deutlich von den Auswirkungen der sozialarbeiterischen Hilfen.

Auch die Daten aus der großen Jugendhilfe-Effekte-Studie (Schmidt et al. 2002) belegen (mit etwas niedrigeren Zahlen) den bedeutenden Effekt von stationären Jugendhilfemaßnahmen auch nach Abzug der Kosten, die diese verursacht haben. Dabei zeigte sich, dass die höchsten Kosteneinsparungen bei hohen Tagespflegesätzen und geringer Verweildauer zu erzielen waren.

Diese Daten verdeutlichen, dass in der Jugendhilfe hohe spezialisierte Kompetenz vorhanden sein muss (vgl. etwa Beck/Strempel/Werner 2006, Schmid/Goldbeck/Fegert 2006). Darüber hinaus wird evident, dass Forschungsergebnisse zur Wirkung von Jugendhilfemaßnahmen von herausragender Bedeutung sind.

Wer mit Kindern und Jugendlichen aber auch mit Erwachsenen in verschiedenen Lebensalterstufen effektiv arbeiten will, muss insbesondere entwicklungspsychologische Kenntnisse haben, die es ermöglichen, entwicklungsangemessene Interventionen auszuwählen. Ganz verschiedene Entwicklungsbereiche müssen hier – je nach geplanter Intervention – beachtet werden (vgl. Borg-Laufs/Trautner 2007), z. B.:

- Basale Lernfähigkeiten: Möglicherweise soll ein Belohnungsprogramm zur Verhaltensmodifikation eingesetzt werden, etwa zur Verminderung aggressiven Verhaltens in einer Kindertagesstätte. Ab welchem Alter ist dies in welcher Form sinnvoll einsetzbar (► Kap. 1.2)?
- Kognitive Fähigkeiten: Eine Sozialarbeiterin möchte einem Kind etwas logisch erklären. Ab welchem Alter kann das Kind einer logischen Argumentation folgen? Welche kognitiven Fähigkeiten kann ich bei der Arbeit mit alten Klienten voraussetzen (► Kap. 1.3)?
- Soziale Perspektivenübernahme: Ein aggressives Kindergartenkind soll angeleitet werden, sich in seine Opfer hineinzusetzen. Kann es das? Oder ist das erst bei einem Schulkind möglich (► Kap. 1.3)?

- Beziehungsaufbau: Auch die Frage, wie sich die Beziehungsfähigkeit von Menschen entwickelt, kann bei vielen sozialarbeiterischen Interventionen wichtig sein: In welchem Alter sind welche Beziehungssituationen für ein Kind wichtig? Wie kann ich einschätzen, ob die Beziehungsgestaltung der Eltern ihrem Kind gegenüber angemessen ist (► Kap. 1.5)?
- Motivation/Handlungssteuerung: Um einem Kind mit Leistungsschwierigkeiten helfen zu können, muss eine Sozialarbeiterin über die Entwicklung der Leistungsmotivation bei Kindern informiert sein (► Kap. 1.7).
- Die Mehrheit der Kinder und Jugendlichen (ca. 70 %), die etwa im Rahmen stationärer Jugendhilfe betreut werden, leiden unter psychischen Krankheiten (Schmid 2010). Damit diesen Kindern und Jugendlichen angemessen geholfen werden kann, müssen die professionellen Helfer die jeweiligen psychischen Störungen mit ihren Ursachen und aufrechterhaltenden Bedingungen verstehen.

Offensichtlich ist Jugendhilfe eine enorm wichtige gesellschaftliche Aufgabe. Vor diesem Hintergrund ist die Erforschung von Jugendhilfemaßnahmen von großer Bedeutung. Da die Hilfesysteme in verschiedenen Ländern auch unterschiedlich organisiert sind und unterschiedlich arbeiten, sind hier insbesondere nationale Untersuchungen von Bedeutung. Es gibt inzwischen einige größere Studien zur Jugendhilfewirkungsforschung in Deutschland (BMFSFJ 1998, 2002, Macsenaere/Knab 2004, Macsenaere/Arnold 2008), die mit einiger Übereinstimmung zusammengefasst etwa folgende zentrale Ergebnisse erbracht haben:

- Jugendhilfe wirkt. Alles in allem über verschiedene Hilfen hinweg ist festzuhalten, dass Jugendhilfe positive Effekte bei ihren Klientinnen und Klienten bewirkt. Dies mag banal erscheinen, ist es aber nicht. Nicht jede gut gemeinte Maßnahme bewirkt auch Gutes. Es ist wichtig, dieses allgemeine Ergebnis erst einmal festzuhalten: Die enormen Aufwendungen, die mit Jugendhilfe verbunden sind, führen auch tatsächlich zu Verbesserungen.
- Jugendhilfe benötigt Zeit. Es zeigt sich in den Untersuchungen, dass Jugendhilfemaßnahmen umso mehr bewirken, je länger die jeweilige Hilfe dauert. Dieses Ergebnis ist auch plausibel, denn substantielle Änderungen geschehen naheliegender Weise nicht in kürzester Zeit. Dazu passt auch der Befund, dass vorzeitig abgebrochene Hilfen keine oder nur sehr geringe Effekte erbrachten.
- Der Erfolg von Jugendhilfemaßnahmen lässt sich durch eine breite pädagogische und therapeutische Angebotspalette steigern, die auch spezialisierte therapeutische Angebote enthält.
- Jugendhilfe wirkt dann besser, wenn sie transparent gestaltet wird und die Kinder bzw. Jugendlichen auch selber über die Maßnahmen mitentscheiden können (Partizipation).
- Als besonders wichtig erweist sich, dass den Kindern und Jugendlichen stabile und gute Beziehungsangebote gemacht werden. Hilfeverläufe waren dann besonders erfolgreich, wenn die Betroffenen die Beziehungen zu ihren Helferinnen oder Helfern als gut einschätzten.

In einer eigenen Langzeituntersuchung (Borg-Laufs/Dittrich 2016) mit 131 Kindern und Jugendlichen, deren Fortschritte im Rahmen von sechs unterschiedlichen erzieherischen Hilfen (sozialpädagogische Familienhilfe, Tagesgruppe, stationäre Regelgruppe, stationäre Intensivgruppe, Vollzeitpflege, Mutter-Kind-Einrichtung) in jährlichem Abstand untersucht wurden, zeigte sich über alle Hilfen hinweg nach einem Zeitraum von zwei Jahren ebenfalls eine signifikante Verringerung der Problemwerte. Eine differenziertere Analyse der Daten zeigt allerdings auch überraschende Ergebnisse. So war aus Sicht der Jugendlichen selber bereits nach einem Jahr eine Verbesserung zu erkennen, die aber nach zwei Jahren wieder deutlich rückläufig war. Auch zeigte sich, dass sich das Ausmaß, in dem die Kinder und Jugendlichen unter psychischen Störungen litten, kaum verringerte. Eine Analyse der in den Hilfeplänen aufgestellten Ziele ergab allerdings dazu passend, dass die Behandlung der psychischen Krankheiten in den meisten Fällen nicht als Ziel formuliert wurde.

Weitere Ergebnisse der Studie waren, dass belastete Familien stärker von Jugendhilfe profitierten als Mittelschichtsfamilien, dass berufserfahrene ASD-Mitarbeiterinnen mehr Erfolge vorweisen konnten als weniger berufserfahrene Kolleginnen, dass sich entgegen der Erwartungen kein Zusammenhang zwischen der Qualität der Zielformulierung und dem Erfolg der Maßnahmen ergab und dass die Erfolge bei Kindern psychisch kranker Eltern eher gering ausfielen.

Literaturrempfehlungen

- Borg-Laufs, M./Dittrich, K. (Hrsg.) (unter Mitarbeit von Schüpp, D./Teicke, M.) (2016): Mönchengladbacher Jugendhilfestudie. Mönchengladbach: Schriften des Fachbereichs Sozialwesen der Hochschule Niederrhein.
- Roos, K. (2005): Kosten-Nutzen-Analyse von Jugendhilfemaßnahmen. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Schmid, M. (2010): Psychisch belastete Heimkinder – eine besondere Herausforderung für die Schnittstelle zwischen Klinischer Sozialarbeit und Kinder- und Jugendpsychiatrie/-psychotherapie. In: Gahleitner, S./Hahn, G. (Hrsg.): Klinische Sozialarbeit. Gefährdete Kindheit – Risiko, Resilienz und Hilfen. Bonn: Psychiatrie Verlag, 113–121.

1.2 Gelerntes Verhalten

1.2.1 Klassisches Konditionieren

Der russische Physiologe Iwan Pawlow (1849–1936) hatte herausgefunden, dass man einen Hund dazu bringen konnte, auf ein Glockensignal hin so zu speicheln, als ob ihm ein Stück Fleisch vorgelegt würde. Dies konnte er erreichen, indem er dem Hund vorher mehrmals Fleisch gab, während gleichzeitig die Glocke läutete. Unter anderem für diese Arbeiten wurde er mit dem Nobelpreis ausgezeichnet. Aber warum ist diese Entdeckung für das Verständnis

menschlichen Verhaltens so wichtig? Auch unser Verhalten und das unserer Klient/innen wird durch diesen Prozess der so genannten klassischen Konditionierung geprägt. Gerade Verhalten mit stark physiologischem Anteil (dies können einfache Reflexe sein, aber auch emotionale Reaktionen) wird häufig auf dem Wege der Koppelung von Reizen erworben. Da Hunde nicht lernen müssen, bei der Wahrnehmung von Fleischgeruch zu speicheln, sondern dies reflexhaft und ungelernt tun, handelt es sich dabei um eine so genannte *unkonditionierte Reaktion (UCR)* auf einen *unkonditionierten Stimulus (UCS)*, nämlich das Fleisch. Bei der Koppelung des UCS mit einem neutralen Stimulus (hier der Glocke) wird dieser vormals neutrale Reiz dann zum *konditionierten Stimulus (CS)*, der den Speichelfluss dann als auf die Glocke bezogene *konditionierte Reaktion (CR)* auslöst (► Abb. 1.3).

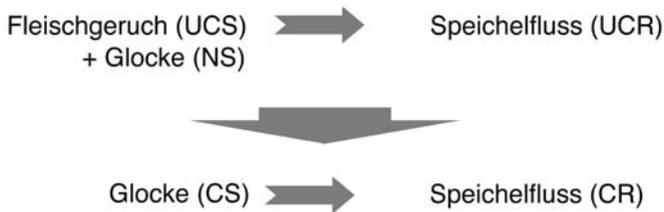


Abb. 1.3: Das Prinzip klassischer Konditionierung nach Pawlow (eigene Darstellung)

Bei Pawlows Hund handelte es sich um einen einfachen Reflex (Speichelfluss), auf ähnliche Weise können aber auch emotionale Reaktionen erworben werden. In Kapitel 3.3.1 wird auf die Bedeutung der klassischen Konditionierung im Rahmen der Entstehung von Angsterkrankungen eingegangen. Aber auch alltägliche Verhaltensweisen unserer Klientinnen und Klienten können vor diesem Hintergrund verstanden werden. So wird ja z. B. nicht selten von Lehrern geklagt, dass gerade die Eltern, deren Kinder problematisch sind und bei denen es wichtig wäre, dass es einen guten Kontakt zwischen Eltern und Lehrern gibt, häufig nicht zu Elternabenden und Elternsprechtagen erscheinen. Dafür gibt es verschiedene Erklärungsmöglichkeiten, aber *einen* Beitrag kann auch das Prinzip der klassischen Konditionierung leisten. Dies könnte z. B. dann relevant sein, wenn die Eltern nicht aus mangelndem Interesse oder bestimmten Überzeugungen folgend den Kontakt mit der Schule vermeiden, sondern wenn sie durch den Kontakt mit der Schule emotional hoch belastet sind. Der Gedanke, einen Elternabend zu besuchen, löst bei manchen der betroffenen Eltern Ängste und Unwohlsein aus. Diese ungunen Gefühle sind vielleicht schon in der eigenen Kindheit entstanden, wenn der ursprünglich vermutlich neutrale Reiz »Schule« mehrfach mit emotional belastenden Ereignissen verknüpft wurde (Abwertung durch Lehrer aufgrund schlechter Noten; peinliche Situationen usw.). Vielleicht gab es auch bereits unangenehme, belastende Ereignisse im Zusammenhang mit dem eigenen Kind und der Schule. Die Entscheidung, einen Elternabend nicht

zu besuchen, ist in diesen Fällen weniger eine durchdachte Entscheidung und auch kein Zeichen von mangelndem Interesse, vielmehr löst der Gedanke an den Besuch eines Elternabends ganz automatisch massiv negative Gefühle aus und die Eltern schaffen es dann – trotz Interesse und Einsicht – nicht, sich diesen negativen Gefühlen zu widersetzen und den Elternabend zu besuchen.

Von großer Bedeutung für das Verständnis besonders veränderungsresistenten Verhaltens sind Entdeckungen des Emotionspsychologen LeDoux (2004). Er konnte im Tierversuch feststellen, dass emotionale Reaktionen konditioniert werden können, ohne dass höhere kognitive Prozesse beteiligt sind. Dazu durchtrennte er bei Ratten die neuronalen Verbindungen zwischen der Amygdala (dem für Emotionen zuständigen Teil des Gehirns) und dem sensorischen Cortex (dem für die Aufnahme und Verarbeitung von Körperempfindungen zuständigen Teil des Gehirns) und führte dann mit Erfolg Konditionierungsversuche mit ihnen durch. Er stellte auch fest, dass die auf diesem Wege konditionierten Tiere schnellere Reaktionen zeigten als die Tiere, bei denen der operative Eingriff nicht vorgenommen wurde (► Abb. 1.4; Immisch 2004) und dass sie auf ein breiteres Reizspektrum mit der konditionierten Reaktion reagierten.

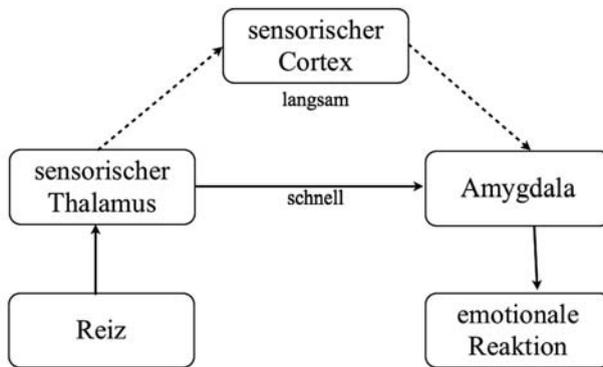


Abb. 1.4: Konditionierung kann ohne Beteiligung höherer kortikaler Strukturen erfolgen. Die Reaktionen werden dann schneller ausgelöst (eigene Darstellung)

Die Funktion dieser schnellen und ungenauen Reaktion im Rahmen der Evolution ist schnell nachvollziehbar: In Gefahrensituationen soll schnell Fluchtverhalten ausgelöst werden, auch wenn noch nicht ganz sicher ist, ob die Gefahr wirklich ernsthafter Natur ist (besser einmal zu oft weglaufen als einmal zu wenig). Dass Konditionierungsreaktionen ohne Beteiligung höherer kortikaler Prozesse schneller erfolgen, ist aber auch für die Frage der Veränderungsresistenz mancher Verhaltensweisen von Klienten Sozialer Arbeit hoch bedeutsam: In den ersten Lebensjahren sind die höheren geistigen Prozesse noch wenig ausgereift, gleichzeitig eignet sich das Kind seine Welt über eine Fülle von Konditionierungsvorgängen an. Gerade bei Kleinstkindern, aber auch noch während der folgenden Jahre, bildet sich so ohne Beteiligung komplexerer kognitiver Bewer-